

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 11 (1943-1944)
Heft: 9

Artikel: Der Dichter und der Krieg
Autor: Widmer, Thomas
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759476>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Dichter und der Krieg

Rainer Maria Rilkes Kriegserlebnis

Ein Tag vor Ausbruch des ersten Weltkrieges las Rilke im Hause seines Verlegers Kippenberg in Leipzig seine beiden ersten Duineser Elegien vor. Bald darauf verurteilte das schreckliche Geschehen seine besonders aufnahmefähige Natur zu jenem Schweigen, das sich erst längere Zeit nach dem Kriege wieder lösen und in der Schweiz in kurzes aber vehementes Schaffen umsetzen sollte. Bis in den Herbst 1915 lebte der Dichter in München, wurde dann zum Militärdienst in der österreichischen Armee eingezogen, fürs Feld zwar untauglich befunden, aber ins K. K. Kriegsarchiv übernommen. Hier zerbrach er beinahe am für ihn Unleistbaren. Freunde befreiten ihn von der Qual; er konnte im Juli 1916 nach München zurückkehren. Der Zustand des Erloschenseins hielt an. „Rilke wird nicht eine Zeile mehr schreiben“ meinten manche, und als Hugo von Hofmannsthal von des Freundes Kriegsnot erfuhr, rief er aus: „Das arme Kind, das arme Kind!“ Im Juni 1919 erhielt er ein ärztliches Attest für einen längeren Aufenthalt in der Schweiz. Der Biograph von Rilkes Schweizer Aufenthalt, I. R. von Salis, sagt über den Nachkriegszustand des Dichters folgendes aus: „Die Verschüttung seines Schaffensdrangs bedrückte ihn weniger an und für sich, als dass er unter den Ursachen dieses seines Schweigens litt. Zu einem Bekannten spricht er, als er schon in der Schweiz ist, von der Kriegszeit als von „fünf undurchdringlichen, unleistbaren, alles aufrichtige Leben unterbrechenden Jahren“. Rilke hatte die Beziehung zu der Welt und zu den Menschen verloren. Sein Leben hatte sich vorher so ganz in bezug auf eine weite, raum erfüllte Welt entfaltet, er hatte während seiner Reisen und Aufenthalte in fremden Ländern so sehr die ihm gemässen Beziehungen zum Leben hergestellt, dass ihm das Ereignis des Krieges nur von seiner unfasslichsten Seite als ein sinnlos Gewalttäiges, Formloses und Grauenhaftes erscheinen konnte. Denn nun war dieser innere und äussere Beziehungsreichtum, in dem Rilke, der Entwurzelte, Wurzeln geschlagen hatte, auf einmal brutal zerstört.“

Rilke hat also vor der Oeffentlichkeit im und zum Kriege geschwiegen, wenn wir die „Fünf Gesänge“, im August 1914 erschienen, ausnehmen. Damals, am Beginn der Katastrophe, nahm er den Sturz in die Gewalt als Naturereignis, das den Menschen aus seiner alltäglichen Bequemlichkeit und Feigheit lösen, erlösen könnte: „Endlich ein Gott. Da wir den fried-

lichen oft nicht mehr ergriffen...". „Heil mir, dass ich Ergriffene sehe.“ Aber schon im fünften Gesang heisst es:

„Auf, und schreckt den schrecklichen Gott! Bestürzt ihn.
Kampf-Lust hat ihn vorzeiten verwöhnt. Nun dränge der Schmerz euch,
dränge ein neuer, verwunderter Kampf-Schmerz
euch seinem Zorne zuvor.
Wenn schon ein Blut euch bezwingt, ein hoch von den Vätern
kommendes Blut: so sei das Gemüt doch
immer noch euer. Ahmt nicht
Früherem nach. Einstigem. Prüfet,
ob ihr nicht Schmerz seid. Handelnder Schmerz.
....Euer eigenes Irrn
brenne im schmerzhaften auf, im schrecklichen Herzen.“

Nach kurzer Zeit löste das Erlebnis des Krieges bei Rilke nur noch Ablehnung aus, die sich in Briefen an verschiedene Empfänger kundgibt. Die radikale Intensität des Dichters fühlte früher als andere das wahre Antlitz des Krieges. Aus welchen Gründen erfolgte Rilkes leidenschaftliche Verneinung alles dessen, was damals fast allen gross erschien? Weil das Wort des Tages der Tat nicht standhielt, weil es sich missbrauchen liess für Handlungen, die nicht Geist waren, kaum mehr Sinn. Weil das, nach Goethe, „höchste Glück der Erdenkinder“ verloren ging, die Persönlichkeit; weil die Zukunft fehlte, ohne die kein Mensch leben kann, die Zukunft als Traum der Einzelnen; weil die Kunst versagte; weil das Grauen mehr noch als physisch psychisch vernichtet; weil die Angst herrschte im Tötenden und in seinem Opfer; weil die Menschen ihre mühsam errungene Menschlichkeit verraten hatten, ihren gottgegebenen Sinn, und Neues versuchten durch Zerstörung; weil Rilke, der Dichter, tot war, ins Herz seiner Humanität getroffen, unfähig sich zu schenken als schöpferisches Werk.

München, 6. November 1914.

„In den ersten Augusttagen ergriff mich die Erscheinung des Krieges, des Kriegs-Gottes, ... jetzt ist mir längst der Krieg unsichtbar geworden, ein Geist der Heimsuchung, nicht mehr ein Gott, sondern eine Gottes Entfesselung über den Völkern. Mehr ist auch jetzt nicht zu leisten, als dass die Seele übersteht, und die Not und das Unheil sind vielleicht gar nicht vorhandener als vorher, nur greifbarer, tätiger, sichtlicher. Denn die Not, in der die Menschheit täglich lebt seit Anbeginn, ist ja eigentlich durch keine Umstände zu steigern. Wohl aber sind Steigerungen der Einsicht da in des Menschseins unsägliche Not und vielleicht führt das alles dazu; soviel Untergang —

als suchten neue Aufgänge — Abstand und Raum für den Ablauf.

München, 28. Juni 1915.

Unsereiner,... der so ganz Nichtkombattant geblieben ist, hat viel Zeit zu zweifeln: es ist wohl immer, sagt sich unsereiner, alles Elend da und alle Not bis zur äussersten. Es ist immer die ganze Not im Gebrauch unter den Menschen, soviel da ist, eine Konstante, wie es auch eine Glückskonstante gibt; nur die Verteilungen wechseln. Wer nicht gewusst hätte, dass es so viel Not gibt, an dem wärs jetzt, erschüttert zu sein. Aber wer, wahrhaft Lebendiger, hat das nicht gewusst! Wunderbar freilich ist die Sichtbarkeit des Ertragens, Hinnehmens, Leistens so grosser Not auf allen Seiten, bei Allen. Grösse kommt an den Tag, Standhaftigkeit, Stärke, ein zum-Leben-stehen quand-même, aber wieviel in solchem Verhalten ist Verbissenheit, ist Verzweiflung, ist (schon schon) Gewohnheit? Und kaum, dass so Grosses sich zeigt und bewährt, kann das irgend den Schmerz mindern, darüber, dass solches Wirrsal, solches Nicht-aus-und-einwissen, die ganze trübe Menschenmache dieses heraufgereizten Schicksals, dass genau diese Nichts-als-Heillosigkeit nötig war, um Beweise von Herzhaftigkeit, Hingabe und Grossheit zu erzwingen? Während wir, die Künste, das Theater, in eben denselben Menschen nichts hervorriefen, nichts zum Aufstieg brachten, keinen zu verwandeln vermochten. Was ist anderes unser Metier als Anlässe zur Veränderung rein und gross und frei hinzustellen, — haben wir das so schlecht, so halb, so wenig überzeugt und überzeugend getan? Das ist Frage, das ist Schmerz seit bald einem Jahr, und Aufgabe, dass man gewaltiger täte, unerbittlicher. Wie?!

München, 9. Juli 1915.

Solange die Zerstörung in der Welt ist, wer darf aufatmen, wer etwas für gesichert, für geschont, für gerettet halten? Im Persönlichen sowohl, wie im Allgemeinen ists ein Aufgeben, ein Hinalten allen Besitzes, um welchen Preis? Um welchen Preis, wenn nur diese Frage nicht wäre, wer würfe das Seine nicht hin und sich dazu, begriffe er nur, ahnte er nur, dass ein rein Ueberlebendes diese Unterlagen braucht, um weiter hinaufzuragen. — Wir, einige von uns, fühlen längst Kontinuitäten, die nichts mit dem Ablauf der Geschichte gemein haben; auch über dieses Schicksal hinüber wird sich das Einstigste und das Künftigste verständigen, aber wir, eingezwängt zwischen gestern und morgen, wir, werden wir je wieder am

Schweben der grossen Beziehungen arglos, still, gelassen beteiligt sein? Oder verschreckt unten bleiben mit dem Stempel einer Zeit auf den Schultern, Mitwisser unvergesslicher Einzelheiten, Mitschuldige am Grossen wie am nur Furchtbaren, aufgebraucht von diesem Ertragen und Leisten und Ausstehen; werden wir nicht auch später, für immer, wie wirs jetzt lernen, alles Verstehen aufschieben, das Menschliche für unentwirrbar halten, die Geschichte für einen Urwald, dessen Boden wir nie erreichen, weil er unendlich, Schicht über Schicht, auf Gestürztem steht, eine Erscheinung auf dem Rücken des Untergangs!

München, 12. Juli 1915.

Schreiben heisst jetzt, etwas über sich vermögen, denn was schreiben, wo doch alles, woran man röhrt, unsäglich, unkenntlich ist, wo nichts einem gehört, kein Gefühl, keine Hoffnung; wo ein, ich weiss nicht woher genommener, ungeheurer Vorrat von Leid, Verzweiflung, Opferung und Not im Grossen verbraucht wird, als gäbe es irgendwo alle im Ganzen und nirgends den einen; nirgends mehr ist das Mass des einzelnen Herzens anzulegen, das doch sonst die Einheit war der Erde und des Himmels und aller Weiten und Abgründe. Was war sonst der Schrei eines Ertrinkenden und wenns der Dorfidiot war, der mit plötzlich klarerem Schrei aus dem Wasser griff, so stürzte alles herbei und war auf seiner Seite und wider den Untergang, und der rascheste Mann wagte sich für ihn. Wie unvordenklich ist alles geworden, Heiligendamm, Zeiten, wie die Kindheit selbst, so entlegen und arglos, wer wird wieder je fühlen!? Sie sagen, „dass man Beethoven und die Sterne nun noch tiefer und überwältigender empfindet“, vielleicht ist das, weil (wie Sie schreiben) ein persönlicher Schmerz aus dem fortwährend Allgemeinen auf Sie zugekommen ist, — vielleicht hilft das —, mir geht es nicht so, mir ist das alles, alles Grösste und Erschütterndste, der anderen Welt verhaftet geblieben, der früheren, der einstigen, in der ich längst ein Leidender war, aber nie ein Erstarrter, nie ein Verschütteter, nie ein Angeschrieener, der nicht begreift. Je länger es währt, — das Verstörende ist ja nicht die Tatsache dieses Krieges, sondern dass er in einer vergeschäfteten, einer nichts als menschlichen Welt ausgenutzt und ausgebeutet wird, dass der Gott, wenn schon einer ihn hereingeschleudert hat, ihn nicht zurücknehmen kann, weil die Menschen habgierig, mit allem Gewicht ihres schweren Gewissens daran hängen. Menschenmache, wie schon alles die letzten Jahrzehnte Menschenmache war, schlechte Arbeit, Profitarbeit, bis auf ein paar schmerzliche Stimmen und Bilder, bis auf ein paar Warnende,

bis auf ein paar Eifernde, die zu ihrem eigenen Herzen hielten, das gegen den Strom stand. Rodin, wie oft, wie immer, wiederholte Worte der Missbilligung, Verdachte gegen den Gang der Dinge, mir wars schon zu viel, dass ers immer mit den selben Ausdrücken tat, ich hielts für Ermüdung und doch wars Urteil. Und Cézanne, der Alte, wenn man ihm von draussen erzählte, und er konnte ausbrechen in den stillen Strassen von Aix und seinen Begleiter anschreien: „Le monde, c'est terrible...“ Wie an einen Propheten denkt man an ihn, und sehnt sich nach einem solchen Schreier und Heuler — aber sie sind alle vorher fortgegangen, die Greise, die die Macht gehabt hätten, jetzt vor den Völkern zu weinen.

München, 2. August 1915.

Ich habe äusserlich die gleichmässigsten Tage, aber innerlich ists ein Abgrund, man lebt am Rande, und unten liegen, vielleicht zerschlagen, wer weiss es, die Dinge des früheren Lebens. Wars das? sag ich mir hundert Mal, wars das, was die letzten Jahre als ungeheuerer Druck über uns lag, diese furchtbare Zukunft, die nun unsere grausame Gegenwart ausmacht?; ich muss daran denken, wie ich eines Tages zu Marthe sagte: Marthe, il n'y aura devant moi que des désastres, des terreurs, des angoisses indicibles; c'est avec vous que finissent les bontés de ma vie —, das fuhr mir so aus, als hätt's mitten im Windstillen, ein Sturmstoss aus mir herausgerissen, ich horchte auf, da ich michs sagen hörte, ich dachte nur ans eigene seltsam einstürzende Schicksal und ahnte nicht, dass die Welt im Grossen Untergang hervorbringen würde. Und Marthe hatte eine unvergessliche Gebärde des Mich-in-Schutznehmens. Jetzt erst begreif ich, genau so gingen die paar gewaltigen alten Männer herum, Tolstoy und Cézanne, und stiesen Warnungen und Drohungen aus, wie die Propheten eines alten Bundes, der nächstens wird gebrochen werden —, und sie wollten diesen Bruch nicht mehr erleben. Was auch kommt, das Aergste ist, dass eine gewisse Unschuld des Lebens, in der wir doch aufgewachsen sind, für keinen von uns je wieder da sein wird. Die Jahre vor uns, so viele es sind, was wirds sein, als, mit zitternden Knieen, ein Abstieg von diesem Schmerz-Gebirg, auf das man uns noch immer weiter hinaufschleppt.

München, Montag (1915.)

Sinn wird erst wieder in unser Freuen und Hoffen und Leidwesen kommen, wenn wirs wieder mit Begreiflicherem, Menschlicherem zu tun bekommen. ... Ein paar Jahre früher

und ich hätte vielleicht in meinem damals noch nicht so verfallenen Herzen Erscheinungen aufgebracht, die selbst einer solchen Zeit gegenüber bestanden hätten, eine Stunden-Buch-Verfassung, die mächtig gewesen wäre, dem schlechthin Unbegreiflichen das gleichzusetzen, was seinem Wesen nach über alles Einsehen hinausgeht; denn was such ich mehr als den einen Punkt, den alttestamentarischen, an dem das Schreckliche mit dem Grössten zusammenfällt, und ihn jetzt aufzuzeigen, das wäre wie das Aufheben einer Monstranz gewesen über allen den Gestürzten und wieder und wieder Aufstehenden. Denn ob es gleich keiner laut zugeben mag, Tröstungen täten not, die grossen unerschöpflichen Tröstungen, deren Möglichkeit ich oft auf dem Grunde meines Herzens empfunden habe, fast erschrocken, sie, die grenzenlosen, in so eingeschränktem Gefässe zu enthalten. Es ist ja sicher, dass der göttlichste Trost im Menschlichen selbst enthalten ist, mit dem Troste eines Gottes wüssten wir wenig anzufangen; sondern es müsste nur unser Auge eine Spur schauender, unser Ohr empfangender sein, der Geschmack einer Frucht müsste uns vollständiger eingehen, wir müssten mehr Geruch aushalten, und im Berühren und Angerührtsein geistesgegenwärtiger und weniger vergesslich sein: um sofort aus unseren nächsten Erfahrungen Tröstungen aufzunehmen, die überzeugender, überwiegender, wahrer wären als alles Leid, das uns je erschüttern kann. Nicht im Sinne der „Unbekannten“ wahrscheinlich, aber in einem noch viel freieren, weniger abgesonderten Verstande, leben wir, hineingehörig, in den ungeheuersten Flutungen, ich muss mich oft umwenden, fragend, welche Kraft da vielleicht jetzt hinter mir vorübergeht, an ihr Werk, jede an ihr Werk, und der Weg so mancher führt uns mitten durchs Herz (qui n'est pas une auberge, mais un fameux carrefour quand-même-). ... Was hab ich nur mit diesem Herzen, meinem, für Missbrauch getrieben, dass es jetzt nicht Zeugnis gibt, von unserer Tröstbarkeit!

München, 22. August 1915.

Die böse Lüge ist seit einem Jahr sicher oft die Ursache wirklichen Geschehens geworden, Lügen zu hunderten haben Tatsachen zu tausenden in die Welt gesetzt, und nun ist das Grossartige, das Opfernde, das Entschlossene, das unaufhörlich geschieht, hineingebunden in den Wust des Erbärmlichen und Unwahren, verschlungen von dem „Unternehmen“ dieses Krieges, der Gewinn zu bringen hat — Ruhm? Oh nein, alle diese Begriffe sind im Gebrauch der Zeitungen sinnlos geworden, — die Welt ist in die Hände der Menschen gefallen.

München, Sonntag, (10.10.15).

Was wird das für eine Ratlosigkeit geben hernach, wenn alle die gläubig hingenommenen Begriffe von den Sockeln, auf denen man sie ausgestellt hat, abgenommen sein werden, und die verwirrt Ueberlebenden an die verlassenen Gesetze des innersten Daseins sich wieder werden anschliessen wollen. Kanns denn keiner hindern und aufhalten? Warum gibt es nicht ein paar, drei, fünf, zehn, die zusammenstehn und auf den Plätzen schreien: Genug! und erschossen werden und wenigstens ihr Leben dafür gegeben haben, dass es genug sei, während die draussen jetzt nur noch untergehen, damit das Entsetzliche währe und währe und des Unterganges kein Absehen sei. Warum gibt es nicht Einen, ders nicht mehr erträgt, nicht mehr ertragen mag, schrie er nur eine Nacht lang mitten in der unwahren, mit Fahnen verhängten Stadt, schrie und liesse sich nicht stillen, wer dürfte ihn deshalb Lügner nennen! Wie viele halten diesen Schrei mit Mühe zurück, — oder nicht? irr ich mich und gibt es nicht viele, die so schreien könnten, so begreif ich die Menschen nicht und bin keiner und hab nichts mit ihnen gemein.”

*

Rilke hat das apokalyptische Ereignis des Krieges so bedrängend erlebt, als hätte er es unmittelbar an sich selbst erfahren, was schliesslich nur sehr untergeordnet der Fall war. Aber der tiefste Sinn des Genies ist seine Sensibilität. Rilkes restlos pessimistische Einstellung zum zerstörenden Geschehen (denn sogar sein Trösten bezieht die Kraft aus dem Vorwurf) stammt aus seinem Verhaftetsein an jene Werte, die der gute Europäer als Erbe im Blute trägt und die Anklage, Geist geworden, den allzu Taggebundenen eine leidenschaftliche Warnung, eine verzweifelte Mahnung zur Besinnung zurufen. — Wir lösten die zitierten Stellen aus dem Band von Rilkes Briefen 1914—1921, von Ruth Sieber Rilke und Carl Sieber im Inselverlag zu Leipzig herausgegeben.

Am 19. September 1917 klingt dem Dichter einmal eine hoffnungsvollere, zukunftweisendere Ahnung auf, die wir nicht vorenthalten wollen: „Ich meine manchmal, dass jeder Tag, den der Krieg noch dauert, die Verpflichtung der Menschheit zu einer grossen bessergewillten gemeinsamen Zukunft vermehrt, denn was könnte verpflichtender sein, als der über alle Massen angewachsene Schmerz, der doch schliesslich Millionen Menschen in allen Ländern verbundener machen muss. Ach, dann wird es möglich sein, wieder zu sprechen, und es wird jedes Wort der Liebe oder der Kunst eine neue Akustik finden, eine offenere Luft und einen weiteren Raum, ich ge-

stehe ihnen, dass ich nur um den Preis dieser Aussicht weiterleben mag, ohne sie müsste alles Geschehen wie ein Gebirg über uns liegen bleiben."

Erst später, unhaltbar tiefer eindringend in alles Seiende, in den „Sonetten an Orpheus“, hat Rilke seinen Sinn sogar dem Töten erschlossen, indem er nun auch dieses einzubeziehen vermag ins unendlich Lebendige:

„Fern von dem Schauenden sei jeglicher Hauch des Bedauerns,
nicht nur vom Jäger allein, der, was sich zeitig erweist,
wachsam und handeln vollzieht.

Töten ist eine Gestalt unseres wandernden
Rein ist im heiteren Geist, Trauerns...
was an uns selber geschieht."

Thomas Widmer,